

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 45 (1965-1966)
Heft: 10

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHER

KLASSIKER DES PROTESTANTISMUS

Der Weg einer geistigen, aber doch tief in den Lauf konkreter Geschichte eingebundenen Bewegung konstituiert in jedem Fall eine Fülle von überliefertem Gedankengut, dessen Inhalt den Nachkommenden, sofern sie an den Zielen und Absichten dieser Bewegung noch existentiell interessiert sind, in mannigfachster Weise zum Problem werden kann. In solcher Konstellation ist Tradition in ihrem geistigen Grundbestand nie das Alte, dessen man sich leichthin entschlüge, sondern deren innerster Kern ist dann zu- meist — als Vorgegebenes — auch die Urgestalt dessen, was einst den Charakter der Vorbildlichkeit vorwies. Der Anspruch des Überlieferten kann sogar absolut sein, wenn sich darin die Dignität ewiggültiger, göttlicher Heilswahrheit selber kundgibt, ein Phänomen, welches das Wesen aller Religionen ausmacht. Das Christentum beispielsweise ist ohne je-jetziges Rekurs auf die Heilsgeschichte, von denen es sich herleitet, gar nicht zu denken. Sein Leben in einem nennbaren und direkten Bezug zur offenbarten, göttlichen Heilswirklichkeit zu halten, ist vornehmliche, christliche Aufgabe, ist die Authentizität, in welcher der Christ zu leben gewillt ist. Die Forderung nach einer «*Ecclesia semper reformanda*» in allen christlichen Bekenntnissen ist, geschichtlich gesehen, weitgehend identisch mit dem Postulat nach einer gottunmittelbareren Kirche, wie sie nur aus dem Traditionsgut — als vorbildliche Urkirche — bekannt sein kann. Auch ein Phänomen wie der Protestantismus, dem in den Augen der alten, katholischen Kirche vielfach der Makel allzu progressiver Tendenzen anhaftete, ist nur als «*reformatio*» in seinen reinsten Absichten faß- und erklärbar. Daß diese Absichten nicht leere Tendenzen bleiben, sondern sich in neuen Formen und Haltungen der Frömmigkeit und Spiritualität konkretisieren, ja geradezu eine neue Form der Orthodoxie hervorrufen, ist ein bemerkenswertes und erstaunliches Phäno-

men, das alle Beachtung verdient. Dieses Schauspiel gleichsam in unmittelbaren Zeugnissen nochmals vor einem weiteren Kreis von Interessierten aufzuführen, hat der Verlag Carl Schünemann in einer Buchreihe unternommen, die sich mit der schlichten Überschrift *Klassiker des Protestantismus* empfiehlt¹. Von den acht geplanten Bänden sind inzwischen sieben erschienen, so daß das anspruchsvolle Unternehmen durchaus schon im ganzen gewürdigt werden darf.

Es lag nahe, das reiche Schrifttum protestantisch-reformatorischer Geistigkeit seiner zeitlichen Entstehung nach zu organisieren, so daß der historische Moment, in dem die Texte geschrieben wurden, den Anteil hat, der ihm zukommt. Eine systematisch gegliederte Blütenlese dieser theologischen Texte wäre in diesem Fall, wo es galt, die Wandlungen reformatorischer Frömmigkeit darzustellen, über eine falsche Erbaulichkeit ohnehin nicht hinausgekommen.

Der erste Band der Reihe mit dem Thema: *Wegbereiter der Reformation*, der hinsichtlich Autorenauswahl gleichzeitig der heikelste und der interessanteste werden dürfte, steht noch aus. Die schwierigste Aufgabe aber hat Franz Lau, der Leipziger Kirchenhistoriker, bestreiten müssen. Der von ihm betreute zweite Band: *Der Glaube der Reformatoren*, impliziert das Pensum einer Darstellung Luthers, Zwinglis und Calvins in Quellenzeugnissen auf knapp 500 Seiten. Jeder wohlmeinende Rezensent unterläßt es hier, beispielsweise das Fehlen gewisser, ihm notwendig scheinender Texte zu reklamieren und bescheidet sich mit dem Lob dessen, was da sauber und klar in neuhochdeutscher Schriftsprache gebracht vorliegt. Es handelt sich um eine wirklich brauchbare Einführung in Denken und Frömmigkeit der drei großen Reformatoren mit trefflichen Einleitungen zu den einzelnen Reformatoren und zu den einzelnen, ausgewählten Stücken. Bei Luther ist die Auswahl trotz des rund hun-

dertbändigen Angebots der Weimarer Luther-Ausgabe dadurch leichter gemacht, daß Luther es liebte, sich in knappen Streit- und Programmschriften zu religiösen Fragen zu äußern. Die Frömmigkeit betreffende Stücke (zum Beispiel über das Leiden Christi, über das Sterben, über die Sakramente, über Gehorsam, Gebet und gute Werke) sind da klug gemischt mit Texten, welche die zumindest europäische, auch historisch bedeutsame Sprengkraft von Luthers Gedankengut deutlich machen (die 95 Thesen, Ein Sermon über Ablass und Gnade, An den christlichen Adel deutscher Nation usw.). Zwinglis verhaltenere, mehr humanistisch geprägte, aber weniger in die Breite wirkende Erscheinung kommt in einer Fülle ausgewählter Texte zur Darstellung, welche Maria, das Evangelium und das Gesetz, den Glauben und Christus, das Priestertum und anderes zum Gegenstand haben. Daß sich Lau bei Calvin auf Auszüge aus der «*Institutio religionis christianae*» beschränkt, liegt nicht nur daran, daß Calvin (wie auch Zwingli) Luthers Frühsermonen nichts Adäquates zur Seite zu stellen hat, sondern auch daran, daß die «*Institutio*» das in sich geschlossenste Werk Calvins ist und darum auch am meisten über die ihm eigene Frömmigkeit aussagen kann.

In dem von Robert Stupperich herausgegebenen dritten Band: *Reformatorsche Verkündigung und Lebensordnung* kommen die Reformatoren der zweiten Linie zu Wort (die darum nicht zweitrangig zu sein brauchen). Ein Melanchthon und Martin Bucer sind neben Luther und Zwingli entscheidende Träger der deutschen Reformation, die faute de mieux in diesen Band aufgenommen werden mußten. — Gelehrte, aber auch Frauen und Männer des Volkes nahmen Luthers Anregungen begeistert auf. Die Art, wie sich in Deutschland damals eine Kirche neben der alteingesessenen bildete, wird in diesem Band deutlich. Selbstverständlich waren es die Männer um Luther selbst, die als erste seinen Ruf aufnahmen und weitergaben, Männer wie Melanchthon, Bugenhagen, Brießmann, Justus Jonas und Nikolaus von Amsdorff. Die reformatorsche Verkündigung griff aber auch in den oberdeutschen Raum über, wo Johann Brenz, Martin Bucer und

Wolfgang Capito für die oberdeutschen Reichsstädte eine einheitliche Ausrichtung in Glaubensdingen bewirkten. Sie alle sind in diesem Band mit kleinen Schriften oder kurzen Texten vertreten, neben einer Reihe von Streitschriften oft zufälligerer Provenienz. Den Basler Oekolampad und den Zürcher Bullinger sehen wir dann schon in Konfrontation mit der großen Gefahr der sich konstituierenden Kirche, mit den Täufern und Schwärmern. Es ist ein Vorteil dieses Bandes, daß neben theologisch und frömmigkeitsgeschichtlich relevanten Texten auch verschiedene Stücke von kulturgeschichtlicher Bedeutung, die sich abzeichnende konkrete Lebensordnung betreffend, aufgenommen worden sind. Sie zeigen, wie sehr die Reformation auch den profanen Bereich der Staatlichkeit und Gesittung zu durchdringen vermochte.

Neuland betritt Heinold Fast in dem von ihm betreuten vierten Band, der vielsagend mit dem Titel: *Der linke Flügel der Reformation* überschrieben ist. Gemeint ist mit diesem «linken Flügel der Reformation» die nicht geringe Zahl von Schwärmern, Wiedertäufern, Antitrinitariern — religiöse Gruppen von Spiritualisten verschiedenster Art —, die mit ihren Reformbestrebungen entweder außerhalb der Landeskirchen blieben oder von den sich festigenden Landeskirchen ausgeschlossen wurden. Die Form der «radikalen Reformation», die sich diese Gruppen als Ziel stellten, wurde vielfach von einer konfessionalistisch eingestellten Forschung unterdrückt und blieb daher auch meistens unverstanden. Jetzt, da die konfessionelle Voreingenommenheit das Urteil nicht mehr zu trüben vermag, kann auch der Reichtum und die Originalität dieser nebenkirchlichen Strömungen wieder sichtbar werden. Auch gewisse sozialkritische Töne in diesen Flugschriften dürften gerade heute auf Verständnis stoßen. Namen wie Hans Denck, Caspar von Schwenckfeld, Sebastian Franck (von dessen Werk eine Gesamtausgabe endlich in Vorbereitung ist) und Thomas Müntzer sind auch heute schon mit Recht ins allgemeine Bewußtsein gedrungen und bilden einen besonderen Anreiz, sich diese Sammlung von Originaldokumenten, die noch kaum von

den Theologen genügend zur Kenntnis genommen sind, anzusehen.

Der fünfte Band: *Der Protestantismus des 17. Jahrhunderts*, von Winfried Zeller, dem Marburger Kirchenhistoriker, redigiert, bringt die Glaubenszeugnisse einer Zeit, die durch den Dreißigjährigen Krieg historisch und durch Gegenreformation und Reformorthodoxie religiös gekennzeichnet ist. Allerdings weit entfernt davon, eine Zeit relativer Einmütigkeit und Spannungslosigkeit zu sein, ist sie vielmehr durch schwere religiöse Krisen und die sehr oft nutzlosen Versuche, ihrer Herr zu werden, charakterisiert. In der Überwindung dieser Krisen bricht ein neuer Frömmigkeitstypus durch, der nicht unerheblich mitgeprägt ist durch die Neuentdeckung wesentlicher Teile der altdeutschen Mystik und durch die Wiederaufnahme und Weiterführung schwärmerischer Bestrebungen. Verbunden damit ist der Aufbruch einer spezifischen Laienmystik (Jakob Böhme) oder einer pansophisch gerichteten Theologie vielfach esoterischer Art (Andreae und die Rosenkreutzer, Weigel). Im Zentrum jedoch steht die sich theologisch etablierende Orthodoxie, deren spürbarer Nachteil ihre wahrheitsbezogene Trockenheit und das Verfehlen einer warmen Frömmigkeit ist. Der sich daraus trotz allem herausbildende Frömmigkeitstypus des protestantischen Späthumanismus ist geprägt von einem optimistischen Selbstbewußtsein, von dem her nach den Errungenschaften der Reformation im Hinblick auf den Menschen selbst gefragt wird. Einzelne Namen aufzuführen, die in diesem reichhaltigen Band vertreten sind, würde zu weit führen.

Das Zeitalter des Pietismus — Band VI unserer Reihe — wurde von Martin Schmidt und Wilhelm Jannasch bearbeitet, beides ausgewiesene Kenner der Materie (ein Kompliment übrigens an den Herausgeber *Ch. M. Schröder*, der zur Bearbeitung aller Bände ausschließlich ausgewiesene Fachleute herangezogen hat!). Das Zeitalter des Pietismus, etwa vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis Mitte des 18. Jahrhunderts reichend, ist nicht nur kirchengeschichtlich, sondern zuhöchst auch geistesgeschichtlich von außerordentlicher Bedeutung. Die ganze

moderne Persönlichkeitskultur, aber auch die deutsche Dichtung von Klopstock bis Goethe (vgl. «Die Bekenntnisse einer schönen Seele», Buch VI in «Wilhelm Meisters Lehrjahren») ist ohne die Erschließung des Gefühls und der persönlich feststellbaren Echtheit der empirisch erfahrenen Gläubigkeit, wie sie die pietistische Erweckungsbewegung mit sich brachte, nicht zu verstehen. Der Ernst der Wahrheitsfrage tritt im Pietismus — in Reaktion zur Orthodoxie — zurück zugunsten des selbstverantworteten Bekenntnisses. Die Texte, welche die Herausgeber präsentieren, machen das anschaulich. Gemäß ihrem historischen Gewicht erfahren Spener und August Hermann Francke besondere Berücksichtigung. Aber auch Gottfried Arnolds «Kirchen- und Ketzerhistorie» ist reich ausgewertet. Bengel, Oetinger, Tersteegen und Wesley sind durch charakteristische Stücke einprägsam vertreten, während Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf — als der große ökumenische Christ — mit Recht ein Löwenanteil des Bandes zugesprochen wurde.

Wolfgang Philipp hat den siebten Band — *Das Zeitalter der Aufklärung* — ediert. Philipps Einführung skizziert ein faszinierendes Bild der Aufklärung in geistes- und theologiegeschichtlicher Absicht. Vor dem Hintergrund des Erbes von Mittelalter, Renaissance, Reformation und Barock (das in seiner Vielfalt wichtiger Unterstrom des Aufklärungszeitalters ist) lassen sich drei Bestrebungen dingbar machen: die Physikotheologie, die Neologie und der Rationalismus. Im Zeichen der biblischen Claritas Claritatum wird hier in Anlehnung und Nachfolge des britischen Bibelchristentums der Brunoisch-Kopernikanische Weltschock im Sinn einer neuen Welttotalität mit optimistischen Perspektiven überwunden. Die Flut der Dokumente machte eine Auswahl sicher nicht leicht. Philipp hat denn auch eine Menge kurzer Textausschnitte zu einem imponierenden Bild der Epoche zusammengestellt: Physikotheologen, Philosemiten, Christus-Doxologen, Neologen und Rationalisten oder ganz einfach Gottergriffene (wie Hamann, Lavater, Klopstock usw.) sind hier zu einem eindrucklichen Stelldichein

versammelt, und dem Leser wird sehr deutlich bewußt, wie wenig einlinig und simpel die Epoche der Aufklärung geistesgeschichtlich zu erkennen ist.

Auch der letzte und achte Band, der dem *Protestantismus im 19. und 20. Jahrhundert* gewidmet ist, wurde von Wolfgang Philipp in nun schon gewohnt subtiler Weise eingeleitet und redigiert. Nahezu zwei Jahrhunderte verlangten hier einen theologiegeschichtlichen Test. Klassik, Idealismus, Romantik und die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts mit orthodoxen, liturgischen und sogar «häretischen», vor allem aber auch sozial-gesellschaftlichen, dann auch — allmählich ins 20. Jahrhundert übergreifenden — personalistischen, konservativen, weltmissionarischen, historisierenden, dialektisierenden und existentialistischen Tendenzen beschwören nachhaltig eine bisher kaum beachtete, aber sicher feststellbare Wiederkehr barocktheologischer Haltungen. Das Geschehen ist mit den geistes-, kultur- und philosophiege-

schichtlichen Ereignissen untrennbar verbunden. Das bezeugen die Texte unmißverständlich. Der christliche Sozialismus ist ohne Marx und Engels so wenig verständlich wie Bultmann ohne Heidegger. Es ist ein fragenreiches, äußerst komplexes Bild, mit dem dieser letzte, abschließende, unsere eigene Zeit charakterisierende Band den Leser entläßt. «Die protestantische Zukunft», die Philipp mit Texten Eliots, Niebuhrs und Toynbees zu entwerfen sucht, ist selbst wieder ein Zeugnis für die Verschiedenheit der Denkformen, in denen der moderne Protestantismus sich vor dem Evangelium zu bewähren sucht.

Alois Haas

¹Klassiker des Protestantismus, herausgegeben von Christel Matthias Schröder, 8 Bände, Sammlung Dieterich Bd. 266—273 (bisher erschienen: Bd. II—VIII). Verlag Carl Schünemann, Bremen 1962—1965.

SAKRALE KUNST UND CHRISTENTUM

Eine mit seltener Klarheit und Nüchternheit geschriebene Analyse der religiösen Kunst legt Karl Ledergerber in der Reihe der DuMont-Dokumente vor¹.

Die Kunst objektiviert den Geist der Zeit. An diese heute anscheinend gründlich vergessene Tatsache hält sich Ledergerber, wenn er zeigt, daß die religiöse Kunst in ihrer Wandlung nur von der gelebten Religiosität der jeweiligen Epoche her verständlich sein kann. Die Untersuchung gilt also der Wandlung des Lebensgefühls, in dem das Religiöse miteinbeschlossen liegt, und das sowohl in Glaubensformen als auch in der Kunst seinen Niederschlag findet.

Ledergerber unterscheidet zunächst die sakrale Kunst von der religiösen. Sakrale Kunst hat eine durch religiöse Lehre und Formen verbundene Gemeinschaft zur Voraussetzung, religiöse Kunst hingegen das re-

ligiöse Erlebnis des einzelnen. Letztere ist somit an keine Form-Konvention gebunden, sie kann vielmehr der freie Ausdruck eines einmaligen individuellen Gefühls sein. Sakrale und religiöse Kunst kommen zur Deckung zu Zeiten, in denen sich der Künstler als Repräsentant der religiösen Gemeinschaft fühlt. Er gestaltet dann künstlerisch die in der Gemeinschaft herauskristallisierte religiöse Glaubensform.

Das Profane ist nur zum Sakralen ein Gegensatz, nicht aber zum Religiösen. Profanes steht außerhalb des Heiligen, ist Vorhof des Heiligen, während das Sakrale das kultisch Geheiligte meint. Der sakrale Bereich liegt jenseits des Natürlichen und Menschlichen, er ist eine aus Offenbarungsbericht und Glaubensüberlieferung entstandene kultische Überwelt. Es ist der Kult, der das Sakrale vom Profanen trennt. Das Religiöse indessen

erhebt sich über Kult und Tradition, sucht unmittelbar Zugang zum Göttlichen, ist nicht oder nicht nur an kultische Formen gebunden und trennt nicht Leben und Religion; es sucht vielmehr auch den Alltag zu heiligen. So kann das Religiöse auch in der profanen Kunst transparent werden, wie Ledergerber es am Beispiel Van Goghs zeigt.

Sakralkunst gab es bereits in der archaisch-mythologischen Welt der Antike, wie es sie auch in nichtchristlichen Religionen gibt.

Die Entstehung des Mysteriumkultes begünstigt die sakrale Kunst. Der Zwang zur Geheimhaltung (Verfolgungen), aber auch das Bedürfnis, das Heilige in seinem ursprünglichen Geheimnis zu bewahren, sind die Wurzeln des Geheimkultes, des sakralen Mysteriums. Die öffentliche Anerkennung, die das Christentum unter Kaiser Konstantin erfuhr, beschleunigt die Heranbildung kultischer Formen; aus dem nur für Eingeweihte erlebbaren Mysterium wird öffentlicher kirchlicher Kult, die bis dahin nur für wenige gültige sakrale Kunst wird zur offiziellen. Die Sorge um die Reinheit des Glaubens läßt dann auch dem Künstler vorschreiben, was er als religiöses Sinnbild darstellen darf; es war beispielsweise ein Konzil (in Trullo 691), das anordnete, auf Ikonen anstelle des Lammes Christus in menschlicher Gestalt zu malen. Die Ikonenmalerei bewahrt bis heute die damals festgelegten Formen.

Mit der Entdeckung von Mensch und Natur für die Kunst in der Renaissance begann das Erlebnismäßige sich vom Sakralen in steigendem Maße zu lösen. In einem letzten, großangelegten Versuch wollte das Barock das Gesamtleben dem Religiösen zurückerobern und schuf eine Sakral-Illusion, die die Zwiespältigkeit von geistiger und kirchlicher Religiosität auf die Spitze trieb. Seine Zeit hat denn auch die echt religiösen Kunstaussagen nicht verstanden (Greco, Rembrandt).

An der Zwiespältigkeit leidet die religiöse Kunst heute noch. Mit der Gestaltung des Menschlichen entstand eine neue, von traditioneller Sakralität verschiedene Ausdrucksmöglichkeit für das Religiöse, die allerdings der christlichen Kunst nur dann zu gültigen Aussagen verhelfen kann, wenn es Künstler gibt, die aus dem unmittelbaren religiösen Erlebnis zu schöpfen fähig sind. Die traditionelle, von vielen kirchlichen Würdenträgern leider allzu sehr begünstigte Linie führt geradezu zur Entleerung der sakralen Kunst; manche Maler schrecken sogar vor der Gestaltung des menschlichen Antlitzes zurück, und die überhandnehmende Sucht zur Abstraktion in der sakralen wie profanen Kunst versucht nur das Versiegen der Erlebnisquellen zu vertuschen. Ledergerber weist das Mißverständnis religiöser Kunst auch am modernen Kirchenbau sehr eindrücklich auf; nur der Architekt, der das heutige Lebensgefühl erfaßt hat, kann die Religiosität der Gegenwart auch im Kirchenbau auf gültige Weise zum Ausdruck bringen, wie etwa Le Corbusier in Ronchamp.

Zur Überwindung der kritischen Situation sind Ansätze da, aber sie kann nicht nur von der Kunst her erfolgen. Ledergerber betont, daß die gegenwärtige heillose Entwicklung der Kunst, und nicht nur der sakralen, im ganzen ein theologisches, ja religiöses Problem darstellt. Alle, die um eine echte, jenseits des Kultischen liegende Religiosität bemüht sind, wissen es. Ledergerbers Buch legt auch die Richtung mit aller Deutlichkeit klar, in der die religiöse Krise überwunden werden kann: durch die vielenorts bereits begonnene, durchgreifende Christifizierung des Christentums.

Alexander Gosztonyi

¹Karl Ledergerber: Kunst und Religion in der Verwandlung, DuMont-Dokumente, Texte und Perspektiven. Verlag M. DuMont Schauberg, Köln 1961.

EINE JANÁČEK-MONOGRAPHIE

Der mährische Komponist Leoš Janáček (1854—1928) ist bis heute einer der umstrittensten Tonschöpfer der neueren Musik. Stets sind ihm beschränkte Phantasie, technische Primitivität und mangelndes Formgefühl vorgeworfen worden. Diese Einwände sind vor allem dann verständlich, wenn man Janáček — wie dies unsachlicherwise meist geschehen ist — einseitig nur mit der großen westeuropäischen Tradition vergleicht und ihn nicht als genialen Außenseiter, bei dem verwirrende Eigenheiten wesentlich stilbildend geworden sind — akzeptiert. Begreiflich, daß Janáček erst in seinen letzten Lebensjahren die ihm gemäße Anerkennung gefunden hat.

Es ist das Verdienst von Hans Hollander, der dem Schüler- und Freundeskreis des Komponisten angehörte und heute als Musikdozent in England wirkt, daß er in seiner Monographie *Leoš Janáček — Leben und Werk* die oft gerügten Eigenschaften an Janáčeks musikalischem Idiom nicht einfach negiert, sondern ihre Wurzeln aufzeigt und nachzuweisen versucht, wie sie sich in eigenwilliger Umformung zu einem höchst persönlichen Stil konzentriert haben¹. Das Buch ist zweiteilig angelegt: der erste Teil schildert in vielen Einzelfakten diesen so wenig spektakulären Lebensweg; der zweite Teil gibt in oftmals eingehenden Analysen die Entwicklung des Komponisten unter dem Aspekt von Folklore und Stil einerseits und andererseits von verschiedenen Werkgattungen wie Oper, Vokal-, Orchester- und Kammermusikwerk wieder.

Zum Leben: — In minutiöser Beschreibung wird der Weg aus der Kindheit im ärmlichgedrückten Milieu zur Orgelschule in Prag und zum Studium am Königlichen Konservatorium in Leipzig wiedergegeben. Als Chordirigent und Gründer der Orgelschule in Brünn machte Janáček diese Stadt zum eigentlichen Musikzentrum Mährens; der einsetzende Dvořák-Kult wurde von ihm gestützt; heftige Kritikerfehden verbitterten ihm das Leben und verhinderten für Jahre die regionale Ausbreitung seiner Musik. Erst in der Mitte seiner Dreißigerjahre drang das

nationale Element in seiner Musik durch; der einstige Traditionalist beinahe Hanslickscher Prägung beschäftigte sich mit dem Sammeln mährischer Volkslieder. Den ersten Triumph erlebte der fast 50jährige mit seiner Oper *Jenufa* in Brünn; trotzdem wurde sie am Prager Nationaltheater abgelehnt und erzielte dort erst 1926 — nachdem sie in Wien einen durchschlagenden Erfolg errungen hatte — eine begeisterte Premiere; Aufführungen in Berlin und New York legten den Grund für Janáčeks späteren Weltruhm. Überaus subtil wird das Verhältnis zu den beiden für Janáčeks Leben bedeutsamen Frauen geschildert: das zu seiner Ehefrau Zdenka Schulz, der sich Janáček wegen ihres deutsch-städtischen Wesens zusehends entfremdete, und das zu seiner Freundin Kamilla Stöblowá, welche zur einzigen Vertrauten in seinen letzten Lebensjahren wurde. Überzeugend wird die « Klärung » und vielleicht auch « Verwestlichung » seiner letzten Werke — wie der *Sinfonietta*, des *Concertino* und des Zweiten Streichquartetts — zu einem eigenen Klassizismus im Zusammenhang mit seiner Lebenssituation dargestellt; trotzdem mag man den Vergleich mit dem späten Verdi nicht ohne weiteres hinnehmen.

Zum Werk: — In einzelnen Untersuchungen wird das folkloristische Element in Janáčeks Tonsprache dargelegt: Es ist meist sprachrhythmisch bezogen; dies erklärt einerseits, warum seine Vokalwerke zahlenmäßig überwiegen, andererseits, weshalb hauptsächlich seine Orchesterwerke über den Ursprungsraum hinauszuwirken vermochten, denn durch die Übertragung der Vokalwerke mußten deren Wort-Ton-Beziehungen zerstört werden und übersetzt weitgehend unverständlich bleiben. Häufige rhythmisch-metrische Wechsel, melodische Formeln und Ostinatofiguren, die lydische Quart und eine schwebende Tonalität, aber auch — real oder übertragen — die Klangfarben von Zimbeln und Dudelsack werden an vielen Einzelbeispielen als Belege eines folkloristisch genährten Musikertums angeführt; überzeugend wird erwiesen, daß dabei einerseits die Formung kontrastierend-variiierend blieb und

auf durchführungsmäßig-kontrapunktische Elemente verzichtet werden mußte, und daß andererseits Janáček auch in seiner avanciertesten Harmonik die Tonalität nicht verließ, weil das Volkslied stets tonal-modal gebunden ist. Beim Aufzeigen der Entwicklung in Janáčeks neun vollendeten Opern wird auch dessen Russophilie deutlich, die sich neben literarischen Bezügen — zu Ostrovsky in *Katia Kabanova* und zu Dostojewsky in *Aus einem Totenhaus* — auch in seiner Parallelität zu Mussorgskis Dramatik äußert. Aufschlußreich für die eigenartige Stellung Janáčeks sind auch die Besprechungen der kleineren Formen: die Chorwerke, die Kammermusik und die Klavierstücke; gerade an diesen traditionellerweise «genrehaften» Kompositionen zeigt sich die Originalität dieses Komponisten. Wie bei ihm sich keine deutlichen Vorläufer aufzeigen lassen, so hat er bezeichnenderweise auch keine eigentliche Schülerschaft gehabt.

Die vorliegende Monographie gibt nicht

nur dem Fachmusiker instruktive Einblicke in Janáčeks Entwicklung, sondern bleibt auch für den interessierten Liebhaber verständlich. Eigene Einsichten werden geschickt verbunden mit den Vorarbeiten einer allerdings bruchstückhaft vorliegenden und meist nur tschechisch überlieferten Literatur (bekanntlich hat sich Max Brod als einer der ersten nachhaltig für Janáčeks Musik eingesetzt). Ausgiebige Notenbeispiele und ausgewählte Photographien und Faksimilereproduktionen halten diese Arbeit von abstrakter Lehrhaftigkeit fern. Ein Literatur- und ein Werkverzeichnis, welches nicht nur die vollendeten, sondern auch die unvollendeten und bloß geplanten Werke erwähnt, vervollständigen diese Arbeit, die zu einem Grundstein der künftigen Janáček-Forschung werden dürfte.

Rolf Urs Ringger

¹Hans Hollander: *Leoš Janáček — Leben und Werk*. Atlantis-Verlag, Zürich 1964.